



Leseprobe aus Baer, DDR-Erbe in der Seele,
ISBN 978-3-407-86636-3 © 2020 Beltz Verlag, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86636-3](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-86636-3)

INHALT

<u>VORWORT</u>	Warum dieses Buch? 7
<u>KAPITEL 1</u>	»Irgendwie war die Angst normal« Die allgegenwärtige und verbotene Angst 13
<u>KAPITEL 2</u>	»Meine Heimat war der Umzugswagen« Von Grenzen, Heimatlosigkeit und Fremdheit 24
<u>KAPITEL 3</u>	»Sie hat nie darüber gesprochen« Traumata, Tabus und ihre Folgen 39
<u>KAPITEL 4</u>	»Stell dich nicht so an« Trauern verboten 47
<u>KAPITEL 5</u>	»Alles war gut, heil und wunderbar« Wenn Scheinwelten selbstverständlich werden 61
<u>KAPITEL 6</u>	»Tausche Trabbi-Teil gegen Abflussrohr« Die brüchige Notsolidarität 75
<u>KAPITEL 7</u>	»Taffes Mädel«, aber »zu bescheiden« Das selbstverständliche Selbstbewusstsein 82
<u>KAPITEL 8</u>	»Immer waren es die andern« Das Erbe des Rassismus 99
<u>KAPITEL 9</u>	»Ich dachte, jetzt wird alles besser. Aber ...« Resignation und Sehnsucht nach Langeweile 108

KAPITEL 10 »Wie es meinen Eltern ging? Wie mir? Wusste ich nicht.«
Leere und Herzenseinsamkeit 119

KAPITEL 11 »Mein Lernweg war mitschreiben und Klappe halten«
Autoritäre Erziehung 126

KAPITEL 12 »Schlimmste Albträume«
Jugendwerkhöfe 136

KAPITEL 13 »Hauptsache Führer«
Vom autoritären Charakter 149

KAPITEL 14 »Ich habe mich wertlos gefühlt«
Keine Leistung, kein Respekt 156

KAPITEL 15 »Ich lebe in Karos«
Das ungelebte Leben 165

KAPITEL 16 **Warum ist das DDR-Erbe in der Seele jetzt noch spürbar? Warum auch in der nächsten Generation?** 171

KAPITEL 17 **Folgen der von Politik verursachten Traumata** 181

KAPITEL 18 »Ich grübele immer darüber nach, was ich falsch gemacht habe«
Die Schuld der Täter und die Schuldgefühle der Opfer 192

KAPITEL 19 **Zukunft braucht Herkunft** 203

KAPITEL 20 **Das DDR-Erbe befrieden – Was tun?** 210

Anmerkungen 230

Literatur 233

VORWORT

WARUM DIESES BUCH?

Im Februar 1960 – ich war damals zehn Jahre alt – gingen meine Eltern, mein jüngerer Bruder und ich nachts durch den Schnee in Spremberg zum Bahnhof. Meine Eltern wussten, dass wir im Schnee Spuren hinterließen, und schlugen deshalb nicht den direkten Weg zum Bahnhof ein, sondern gingen erst in Richtung der Wohnung meiner Tante und meiner Urgroßmutter. Die »Auskunftsperson« in dem Haus, in dem wir wohnten, sollte nicht mitbekommen, dass wir uns abends Richtung Bahnhof aufmachten. Damals flohen viele Menschen aus der DDR in den »Westen«, und alle, die die SED unterstützten, waren angehalten, verdächtige Bewegungen zu melden.

Auch wir wollten fliehen. Doch damals wusste ich das nicht. Meine Eltern hatten es uns Kindern nicht erzählen dürfen. Zu leicht hätte uns an der falschen Stelle ein falsches Wort entschlüpfen und dazu führen können, dass unsere Eltern ins Gefängnis und wir in ein Kinderheim gekommen wären. Wir liefen also über Umwege zum Bahnhof, setzten uns in den Zug nach Berlin und stiegen dort in die S-Bahn um. Die S-Bahn fuhr quer durch die Berliner Mitte. Noch gab es keine Mauer. Noch hielt die S-Bahn auch in einigen Bahnhöfen in West-Berlin. Dort war Aussteigen verboten. Wir fuhren mit leichtem Gepäck und einem Kuchen als »Geschenk« in der Hand meiner Mutter unter dem Vorwand, Bekannte in Ost-Berlin zu besuchen. Nichts sollte Verdacht erregen. An dem Bahnhof öffneten sich die Türen und schlossen gleich wieder, doch wir schlüpfen schnell hin-

durch und rannten in das Bahnhofsgebäude. Für meinen Bruder und mich war dies alles unverständlich und verwirrend. Schließlich setzten wir uns – es war mittlerweile später Abend – in den Wartesaal. Hier erzählten uns unsere Eltern, dass wir nie mehr zurückkehren könnten. Wir würden jetzt in den Westen gehen, erst in ein Flüchtlingslager, und dann würden wir eine neue Heimat finden. Als meinem Bruder und mir die Tränen kamen, sagte meine Mutter. »Hier wird nicht geweint. Das ist nicht so schlimm. Dafür gibt es hier im Westen Bananen!«

Würde ich diese Geschichte nicht selbst erlebt und insbesondere die letzten Sätze nicht selbst gehört haben, sondern in einem Roman lesen, würde ich denken, dass diese Reaktion doch arg übertrieben wäre. Doch solche Aussagen, die weder Schmerz noch Erschütterung zuließen, habe ich in vielen Gesprächen nach meinen Vorträgen von Menschen mit einer ähnlichen Geschichte gehört. Trauer durften weder die Kinder noch die Eltern spüren, Trost zu spenden war nicht Bestandteil ihres Repertoires. Auch wenn dies nun schon Jahrzehnte her ist, wirkt diese Szene zusammen mit vielen anderen immer noch in mir nach. Zum Beispiel so:

- * Viele Jahre lang hatte ich, wenn ich auf Bahnhöfen war, immer das Bedürfnis, mir etwas zu essen zu kaufen. Damals im Wartesaal gab es Bockwurst mit Brötchen. Die Fluchterfahrung wirkte so nach, dass mich in Bahnhöfen immer das Verlangen überkam, etwas zu essen, egal ob ich Hunger hatte oder nicht.
- * Heimat war für mich bis vor zehn oder 15 Jahren nie ein Thema. Ich wusste nicht, wo meine Heimat war. Heimat hatte keinerlei Bedeutung, bis ich vor allem im Austausch und bei der Begleitung von Flüchtlingen aus Syrien, Irak und Afghanistan spürte, dass die Frage nach der Heimat nicht nur für

diese Menschen, sondern auch für mich eine große, ja existenzielle Frage war und ist.

- * Gefühle wie Trauer nicht zu zeigen und stattdessen mit Bananen getröstet zu werden beeinflusste mich lange. Es ging nur vordergründig um Bananen. Tief in mir lernte ich, Gefühle nicht spüren und erst recht nicht zeigen zu dürfen. Wie Trost und Trösten geht, habe ich erst später in der Beziehung mit meinen Kindern erfahren dürfen.
- * Meine Eltern hatten vor der Flucht Kleidungsstücke, Bettwäsche, Bücher und anderes an Freunde und Bekannte im Westen geschickt, die zuvor in unserer Heimatstadt gelebt hatten. Meine beste Hose und vor allem mein Lieblingsbuch *Die Söhne der großen Bärin* waren verschwunden, von der Stasi wie rund die Hälfte aller Päckchen von Ost nach West und West nach Ost gestohlen, wie ich später erfuhr. Ich suchte und suchte und wurde fast verrückt, weil ich dachte, ich hätte es verbummelt. Auf die Idee, mich bei meinen Eltern zu beklagen oder sie wenigstens zu fragen, kam ich nicht. Die Schuld konnte nur bei mir liegen. Das blieb, lange.

Noch viele andere Phänomene konnte ich später als Erbe dieser Fluchterfahrung und der Jahre in der DDR identifizieren. Und wie mir ging es vielen anderen auch. In der therapeutischen und pädagogischen Begleitung anderer Menschen merkte ich, dass das DDR-Erbe sowohl in der Seele als auch im Verhalten vieler nachwirkt. Dem näher zu kommen interessierte mich und ich möchte diese Erfahrungen und Einsichten in diesem Buch vorstellen.

Wer kann ein DDR-Erbe in der Seele tragen? Das sind die Menschen, die in der DDR groß geworden sind, und diejenigen, die in den Achtzigerjahren, also kurz vor dem Untergang der DDR, dort

geboren und in der BRD erwachsen wurden. Ich wende mich auch und insbesondere an deren Kinder und Enkel, weil mir und anderen auffiel, dass dieses Erbe der DDR in die nächsten Generationen hineinwirkte und sich dort zeigte. Auch Kinder derjenigen, die die DDR verlassen haben, tragen das DDR-Erbe in sich, ganz gleich, ob sie vor dem Bau der Mauer oder danach geflohen oder erst nach 1989 in die alten Bundesländer gezogen sind. Das gilt ebenso für die Kinder derjenigen, die in der DDR zufrieden lebten, wie für die Kinder der oppositionellen und politisch verfolgten Menschen.

Einiges, was sie als DDR-Erbe in sich tragen, wird dem ähneln, was Menschen fühlen und denken, die in der alten BRD aufgewachsen sind. In beiden Teilen Deutschlands beruhen die Erfahrungen der Menschen auf den Erfahrungen der Schrecken des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus. Dazu kommen die Jahrzehnte des Kalten Kriegs. Es gibt Gemeinsamkeiten und es existieren Unterschiede und Besonderheiten. Mir geht es in diesem Buch nicht darum, das DDR-Erbe »sauber« von dem seelischen Erbe der Menschen in der BRD zu trennen. Die DDR existierte 40 Jahre lang und hat in all ihren Besonderheiten Spuren hinterlassen. Um diese Spuren zu verstehen und damit angemessen umzugehen, gilt es, zu würdigen, was war und was ist.

Dieses Buch ist keine politische oder soziologische Analyse, aber es kann die vorhandenen Analysen ergänzen und, so hoffe ich, erweitern. Ich werfe den Blick nicht vorrangig auf die Gesellschaft, sondern zunächst und hauptsächlich auf die einzelnen Menschen. Ich möchte beschreiben, wie das DDR-Erbe in ihnen nachwirkt. Dies wiederum kann den Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen schärfen.

Wenn ich in meinem Eingangsbeispiel beschrieben habe, dass zumindest in unserer Familie ein DDR-Erbe darin bestand,

den Ausdruck und den Austausch von Gefühlen zu tabuisieren, so kann das für andere ebenfalls zutreffen. Manche Menschen können aber auch das Gegenteil erlebt haben. Was ich beschreibe, gilt nicht für alle. Immer existiert auch das Gegenteil: Neben der Angst lebt der Mut, neben der Anpassung der Widerstand usw. Ich werde in diesem Buch Phänomene des DDR-Erbes beschreiben, denen ich häufig begegnet bin. Anschließend werde ich erklären, wie das seelische Erbe der DDR auch über Generationen weiterwirken kann. Jeder Aspekt des DDR-Erbes in der Seele könnte umfangreicher und differenzierter betrachtet werden, doch das würde die Absicht und den Rahmen dieses Buches sprengen. Mir geht es hier um eine Gesamtschau der vielfältigen Facetten des seelischen DDR-Erbes, durch die seine Bedeutung und sein Gewicht deutlich werden und die Ihnen Anregungen geben kann, eigene oder familiäre Erfahrungen tiefer oder gar in neuem Licht zu betrachten.

Wenn ich hier von »Opfern« spreche, ist mir bewusst, dass in dieser Bezeichnung Unterschiedliches anklingt: Menschen, die Gewalt, Erniedrigung, Beschämung und anderes Leid erfahren haben, sind Opfer. Und gleichzeitig sind sie nie nur Opfer, sondern auch kraftvolle und kompetente Menschen, die nicht auf ihre Erfahrungen als Opfer reduziert werden wollen und sollen.

Das Buch schließt mit Hinweisen und Empfehlungen, wie dem DDR-Erbe in der Seele produktiv begegnet werden kann. Viele Menschen bemühen sich, die seelischen Folgen ihrer Erfahrungen in der DDR zu ignorieren oder gar auszuradieren. Letzteres kann nicht gelingen, und der Versuch vergeudet nur Kraft und Lebenszeit. Dem DDR-Erbe »produktiv« zu begegnen heißt, sich mit ihm auseinanderzusetzen und zu differenzieren, was Sie, was wir akzeptieren und wozu wir Alternativen suchen. Das kann dazu beitragen, mit der Vergangenheit Frieden zu schlie-

ßen. Die Hinweise und Empfehlungen in diesem Buch beruhen auf meinen Erfahrungen in der Begleitung von Menschen und haben sich bewährt. Wieder nicht für alle, aber für viele.

Wie das DDR-Erbe in uns wirkt, wird in den Texten, so hoffe ich, deutlich werden. Vor einigen Jahren habe ich schon einmal den Versuch unternommen, diese Erfahrungen aufzuarbeiten und niederzuschreiben. Ich habe dafür, unterstützt von meiner Frau und Kollegin Gabriele Frick-Baer, zahlreiche Interviews geführt, hauptsächlich mit Menschen, die wie ich als Kind die DDR vor oder nach dem Mauerbau verlassen mussten. Ich brach die Arbeit ab, oberflächlich, weil »andere Aufgaben dazwischenkamen«. In Wirklichkeit, weil dieses Thema mich zu sehr aufregte. Nun knüpfe ich wieder daran an. Ich habe Literatur dazu ausgewertet, vor allem aber über 20 weitere längere und zahlreiche kürzere Interviews geführt, um die individuellen Spuren des DDR-Erbes zu erkunden.

Ich danke allen Gesprächspartner/-innen, dass sie sich auf die Interviews eingelassen haben, auch wenn manchmal die Beschäftigung mit dem DDR-Erbe in ihrer Seele sie aufwühlte. Für viele waren die Gespräche schmerzhaft und gleichzeitig befreiend. Selbstverständlich wurden die Interviewten und das, was sie erzählen, anonymisiert. Manches habe ich zitiert, anderes floss in die Schlussfolgerungen und Einschätzungen ein.

Ganz gleich, ob Sie in den neuen Bundesländern leben oder ob Sie in den alten Bundesländern wohnen und Sie bzw. Ihre Eltern aus der ehemaligen DDR stammen oder ob Sie sich über das seelische Erbe hinaus politisch für die gesellschaftlichen Auswirkungen des DDR-Erbes interessieren – für Anregungen, Kritik und Erweiterungen bin ich dankbar. Sie können mir unter meiner Mailadresse schreiben: u.baer@baer-frick-baer.de.

KAPITEL 2

»Meine Heimat war der Umzugswagen«

VON GRENZEN, HEIMATLOSIGKEIT UND FREMDHEIT

Mein vor vielen Jahren verstorbener Vater ist in einem kleinen Dorf im Spreewald geboren und musste die heimatliche Umgebung schon als Jugendlicher verlassen, um eine Ausbildung in Thüringen zu absolvieren. Dann wurde er im Alter von 21 Jahren eingezogen und durchlebte den Zweiten Weltkrieg in verschiedenen Regionen, zuletzt auf einem Minensuchboot in der Ostsee. Von dort floh er in den letzten Kriegstagen nach Westen zur britischen Armee, weil er sich bei ihr ein besseres Gefangenlager versprach, als wenn er von Einheiten der sowjetischen Armee gefangen genommen worden wäre. Die Desertation und Flucht gelangen.

Nach der Kapitulation des nationalsozialistischen Regimes kehrte er in seine Heimat zurück. Dort standen in den ersten Jahren die Heirat mit meiner Mutter sowie meine Geburt und die meines jüngeren Bruders im Vordergrund. Nach der Niederschlagung des Ungarn-Aufstandes 1956 durch die Sowjetarmee unternahm meine Familie den ersten Versuch, in den Westen überzusiedeln. Damals waren die Grenzen noch weitgehend offen. Mein Vater ging unter dem Vorwand eines Verwandtenbesuches nach Hessen und versuchte dort, eine Arbeit und eine Wohnung zu finden. Beides gelang ihm nicht. Also kehrte er wieder

zurück und meine Eltern richteten sich im Osten ein. 1960 dann, als die Flüchtlingszahlen anstiegen und meinen Eltern mitgeteilt wurde, dass ich wegen fehlender Mitgliedschaft bei den Jungen Pionieren nie würde studieren dürfen, war es dann so weit. Die Familie floh nach West-Berlin und landete nach einigen Monaten in verschiedenen Lagern schließlich am Niederrhein.

Die DDR war über die ganze Dauer ihrer Existenz ein Land der Geflüchteten und der Flüchtenden.⁵ 1947 war jeder vierte Bewohner der Sowjetischen Besatzungszone aus den ehemali-gen Ostgebieten geflüchtet oder vertrieben worden. 1952 lebten in der DDR 4,1 Millionen Vertriebene. Bis zum Bau der Mauer 1961 flohen 2,6 bis vier Millionen Menschen aus der DDR, rund 400 000 bis 500 000 kehrten in dieser Zeit wieder dorthin zurück.

In den Aufnahmelagern in West-Berlin wurden alle DDR-Flüchtlinge mehrmals verhört und eingestuft, ob sie »Wirtschaftsflüchtlinge« oder »politische Flüchtlinge« waren. »Wirtschaftsflüchtlinge« erhielten keine Arbeitserlaubnis und wurden zum Beispiel nicht von Berlin in die westlichen Bundesländer ausgeflogen. Nach dem Bau der Mauer reisten 420 000 Menschen legal aus der DDR aus oder wurden als politisch verfolgte Menschen von der BRD freigekauft. Insgesamt verließen zwischen dem Bau der Mauer 1961 und dem Ende der DDR rund 600 000 Menschen die DDR. Wie viele vor und während der Flucht festgenommen wurden, ist nicht bekannt. Vor dem Zusammenbruch der DDR entstand eine neue große Fluchtbewegung. Allein im Juli und August 1989 flohen mehr als 50 000 Menschen aus der DDR.

Das Thema Flucht war in weiten Teilen der DDR-Bevölkerung immerwährender Gesprächsstoff, fast immer nur heimlich und unter Vertrauten. Man erzählte sich, wer weg war oder – nach 1961 – wer einen Ausreiseantrag gestellt hatte. Selbst in Formu-

lierungen offiziell gesungener Lieder wie des Lieds der Jungen Pioniere fand das Thema seinen Niederschlag.

*»Nimm die Hände aus der Tasche.
Sei kein Frosch und keine Flasche.
Zieh nicht Leine, das ist deine Sache hier.«*

Mit der Redewendung »Zieh nicht Leine« war offiziell gemeint, sich nicht den von der SED vorgegebenen gesellschaftlichen Aufgaben zu entziehen. Doch diese Redewendung hatte auch immer eine andere Bedeutung. »Leine ziehen« war für viele ein Begriff für diejenigen, die in den Westen gingen, »die rübermachen« oder »die abhauten«.

Auch heute leben viele ehemalige DDR-Bürger/-innen und deren Nachkommen nicht in den Bundesländern, die die ehemalige DDR ausmachten, sondern in den alten Bundesländern der BRD. Viele haben eine Fluchtgeschichte oder sind nach 1989 weggezogen. Nach einer Auswertung von *Zeit-Online*⁶ zogen in den Jahren 1991 bis 2017 3 681 649 Menschen aus den neuen Bundesländern in die alten, fast ein Viertel der Bevölkerung der ehemaligen DDR, wobei die große Abwanderungswelle 1990 noch mitgezählt wurde. Umgekehrt waren es 2 451 176 Menschen, die in die Gebiete der ehemaligen DDR zogen.

All das hatte seelische Folgen.

Heimat und Heimatlosigkeit

Elli W., die eine ähnliche Geschichte wie meine Familie hat, erzählt, dass ihre Eltern immer wieder von ihrer alten Heimat sprachen:

»Die haben sehr viel über die Heimat gesprochen. Ich hatte immer das Gefühl, die lebten nicht da, wo sie waren. Sie lebten in ihrer Erinnerung und in ihrer alten Heimat. Das war so ein überdimensionales Tier, und ich hatte immer diesen Zwiespalt, immer dieses ›Ich bin zwar hier jetzt, aber ich müsste eigentlich etwas anderes spüren, weil hier sind wir ja nicht zu Hause‹. Also war es nie richtig, wie ich war. Das Gefühl kam vor allem auf, wenn es mir gut ging, wenn ich anfang, mich in meiner Haut wohlfühlen.«

Dass für die Geflohenen und Ausgebürgerten die DDR ihre Heimat blieb, hörte ich oft. Auch für die Liedermacherin Bettina Wegener, die nach Gefängnis, Auftrittsverboten und anderen Verfolgungen 1983 nach Westberlin-Frohnau »ausgebürgert« wurde (das bedeutet, dass sie vor die Wahl gestellt wurde, auszureisen oder wieder ins Gefängnis zu gehen), blieb der Osten ihre Heimat:

»Ich sage bis heute noch ›hier‹ und ›drüben‹, und wenn ich ›hier‹ sage, meine ich den Osten. Wenn ich aber in den Osten gehe, ist das auch nicht mehr meine Heimat, es ist ja alles anders. Die Heimat ist ein für allemal weg, es gibt sie für mich nicht mehr.«⁷

Wilhelm F., dessen Eltern Ende der Siebzigerjahre von der DDR in die BRD übersiedelt waren, erzählt:

»Bei uns gab es nur den Neuanfang. Das, was vorher war, galt nicht, gab es nicht, existierte nicht. Da war nichts. Null. Gar nichts. Ich hatte keine Geschichte. Neue Bücher, neue Anzihsachen, neue Menschen, die ich nicht verstand. Ich fühlte mich total fremd und irgendwie entwurzelt. Wenn ich meine Eltern nach früher fragte, gab es keine Antwort oder sie versteinerten. Sie mussten dort Schlimmes mitgemacht haben, was genau, also ich weiß nicht ..., weiß ich immer noch nicht.«

Die Entwurzelung und das Gefühl der Heimatlosigkeit waren für viele Menschen extrem. Das galt insbesondere für diejenigen,

die zweimal ihre Heimat verlassen mussten. Ernst D. zum Beispiel erzählt über seine Kindheitserfahrungen:

»Meine Eltern haben nur gearbeitet. Ununterbrochen. Sie kamen aus Schlesien. Sind vor den Kämpfen nach Brandenburg geflohen. Da bin ich geboren. Versteckt im Stall. Nach der Kapitulation sind alle wieder zurück nach Schlesien. Dann die Vertreibung. Nach Neu-Strelitz. Da bekamen wir eine Wohnung. Meine Eltern schufteten, um sich wieder was aufzubauen. Dann, muss so Mitte der Fünfziger gewesen sein, wieder weg, in den Westen, nach Bremen. Warum, weiß ich nicht, haben sie nie erzählt. Immer nur Andeutungen. Politischer Ärger und so. Damit Vater nicht in den Knast kommt. Wieder alles weg und alles neu. Wieder viel arbeiten, um Möbel zu kaufen und Kleidung und so. Wir hatten ja nichts.«

Ein Drittel der später in die BRD geflohenen Menschen waren wie die Familie von Ernst D. als Vertriebene in die DDR gekommen. Sie mussten zweimal einen Neuanfang wagen und den Verlust der alten Heimat akzeptieren.

Heimat bezeichnet oft Orte und Regionen, in denen Menschen aufgewachsen sind. Dort entstand Vertrautheit, man kennt sich aus und fühlt sich meist selbstverständlich »zugehörig«. Deshalb steht das Wort »Heimat« oft auch für ein Befinden oder Gefühl: Man fühlt sich »heimatlich« oder »zu Hause«. Diese Doppelbedeutung gilt auch für das Gegenteil, die Heimatlosigkeit. Das Gefühl der Heimatlosigkeit wurde für viele ein Grundgefühl, bis in die nächste Generation hinein. Manche wurden ruhelos und heimatlos, fühlten sich ihrer Wurzeln beraubt. Sie ließen sich mal hierhin, mal dorthin treiben und wurden nicht sesshaft, oder wenn, dann fühlten sie sich innerlich heimatlos.

»Heimat hatte für mich keine Bedeutung. Ich zog oft um. Wenn ich mich nach ein oder zwei Jahren eingerichtet hatte, trieb es mich wieder weg. Mal war es eine bessere Arbeitsstelle, mal eine Freundin. Egal

was der Anlass war – ich wanderte umher. Nirgendwo blieb ich. Meine Heimat war der Umzugswagen», meint Gabriele S.

Sie hielt es nie lange aus, auch nicht in Beziehungen zu anderen Menschen. Wenn es irgendwo Schwierigkeiten gab, ergriff sie »die Flucht«. Manchmal flüchtete sie auch, wenn es besonders schön wurde. Dann fühlte sie sich »zu eingengt« und ging. Oft wurde sie unruhig, ohne dass sie wusste, warum. Ein solches Verhalten und solche Gefühle können in verschiedenen biografischen Erfahrungen gründen. Doch wie bei Gabriele S. kann eine Ursache in den Fluchterfahrungen liegen, die sie überfordert hatten und die sie nie mit anderen teilen konnte. Die innere und äußere Heimatlosigkeit und Ruhelosigkeit begleiteten sie so ihr Leben lang.

Andere wollten nie mehr umziehen. Sie krallten sich wie Ruth M. an dem fest, was sie hatten und wo sie waren:

»Mein Freund war abenteuerlustig, ich nicht. Daran scheiterte unsere Beziehung. Er wollte was unternehmen, ich nicht. Ich wollte, dass es bleibt, wie es war. Ich wollte auch nicht weit weg in den Urlaub. Immer dorthin, wo es vertraut war. Dann heiratete ich jemanden, der so war wie ich. Etwas langweilig.«

Ruth M. suchte das Gegenteil von Flucht und Wanderung. Sie sehnte sich nach Stabilität und dauerhaftem Bleiben. *»Nie mehr wegmüssen!«,* das wurde ihr Lebensmotto.

Den verschiedenen Reaktionen auf Fluchterfahrungen bin ich häufig begegnet, auch in meiner Familie. Meine Eltern hatten zum Beispiel Anfang der Siebzigerjahre ein Angebot, eine kleine Einfamilienhaushälfte günstig zu erwerben. Alles war vorbereitet. Am Tag der Unterzeichnung des Kaufvertrags sagte mein Vater nach einer schlaflosen Nacht den Kauf ab. Seine Begründung: *»Wenn wir noch mal wegmüssen, können wir das Haus nicht mitnehmen.«*

Er war nicht ständig auf der Flucht, aber immer auf eine weitere Flucht vorbereitet.

Viele fühlten sich als Kinder bei der Flucht ausgeliefert. Vor allem, wenn die Flucht besonders gefährlich war. Dora K. war vier Jahre alt, als ihre Familie in den Fünfzigerjahren floh, um der politischen Verfolgung zu entgehen. Im Zug nach Berlin wurde bei einer Kontrolle der Vater von Polizisten aus dem Zug geholt, weil ihnen irgendetwas verdächtig vorkam. Die Mutter und die Kinder fuhrten weiter bis zum Ost-Berliner Bahnhof und standen nun vor der Entscheidung, nach West-Berlin zu fahren oder wieder dorthin zurück, wo sie herkamen. Die Mutter schwankte lange hin und her. Sie hatte sich gerade entschieden, wieder zurückzufahren, da rief der Bruder: »Da kommt Papa!«, als dieser aus einem anderen Zug stieg. Die Familie fuhr schließlich nach West-Berlin. Dora K., die damals das kleine Mädchen war, erinnert sich an ihre Gefühle:

»Da war viel Angst. Und ich war hilflos ... und verstand nichts. Am schlimmsten war mein Gefühl des, wie soll ich sagen, ganz starken Ausgeliefertseins. So verlassen und mutterseelenallein.« Dieses Gefühl begleitete sie ihr ganzes Leben lang.

So unterschiedlich die Reaktionen waren, im seelischen Erbe wirkten die Fluchterfahrungen und der Heimatverlust nach. Auch wenn es für die meisten eine bewusste Entscheidung war, die DDR zu verlassen, sie hatte Folgen. Jede Flucht ist eine Entwurzelung, die beunruhigen und ruhelos machen oder dazu führen kann, dass jede größere Veränderung vermieden wird. Folgen wie diese wurden verstärkt durch die Erfahrungen in der Zeit nach der Flucht.

Fremd sein und sich fremd fühlen

Ähnlich wie bei »Heimat« existieren bei »Fremdsein« unterschiedliche Bedeutungen und Sinnzusammenhänge. Mit dem Wort »Fremde« können Menschen und Umgebungen gemeint sein, die man nicht kennt, denen man neu begegnet. Oder man kann als »Fremde« oder »Fremder« behandelt werden, ausgestoßen, beschämt, feindlich. Doch auch wenn es solche Verhaltensweisen anderer Menschen nicht gibt, können Menschen sich »fremd« fühlen: Die anderen sind unvertraut, man ist unsicher, manchmal orientierungslos. Diese Aspekte können im Erleben oft mehrdeutig ineinander übergehen, wie ich es auch erfahren habe.

Meine Familie kam, wie gesagt, schließlich am Niederrhein an, wo mein Vater eine Arbeit als Metzgergeselle fand. Wir hatten vorher drei Monate in einem Flüchtlingslager in West-Berlin verbracht, anschließend waren wir in einem Flüchtlingslager in Wesel und dann kamen wir in einer großen ehemaligen Fabrikhalle unter, die durch Sperrholzbretter in 60 kleine Kojen unterteilt war, in denen jeweils eine Familie wohnte. Nach oben hin waren die Kojen offen, sodass jedes Geräusch zu hören war.

Wir waren nicht willkommen. Das zeigte sich in Kleinigkeiten. Wenn ich zum Beispiel zum Bäcker ging, um Schrippen zu kaufen, verstand die Bäckersfrau genau, was ich wollte. Statt mir zu sagen, dass Schrippen in dieser Region Brötchen heißen, wurde mir im schroffen Ton mitgeteilt: »Schrippen gibt es hier nicht!«, und ich wurde unverrichteter Dinge wieder nach Hause geschickt. Vor allem wurden wir immer wieder als »Kartoffelkäfer« beschimpft. Das waren die Schädlinge, die die Ernte auffraßen. Ein Schimpfwort, das in Frankreich zum Beispiel auch für die deutschen Besatzungssoldaten verwendet wurde.

In den meisten Familien oder unter Freunden war das Gespräch über die Flucht- und Vertreibungserfahrungen tabu und es wurde nicht getrauert um das Verlorene oder schmerzhaft Erfahrene. Doch nur, wenn darüber gesprochen und gemeinsam getrauert wird, kann von dem, was war, Abschied genommen werden und können erste Schritte in der neuen Heimat unternommen werden, sich Wege der Zugehörigkeit aufzubauen. Welche Folgen das Schweigen für die Seele und die Identität der Menschen, vor allem der Kinder, hatte, dazu mehr in Kapitel 16 und 17.

Die Vertreibung von Millionen Menschen aus den ehemaligen Ostgebieten nach dem Zweiten Weltkrieg bedeutete wie die Flucht aus der DDR für die Betroffenen eine Entwurzelung, die noch verstärkt wurde durch die Erfahrungen, wie sie in der neuen Heimat behandelt wurden. Da ähnelten sich die Erfahrungen in der DDR und in der BRD. Die Folge war das oben beschriebene Gefühl der Heimatlosigkeit:

»Als kleiner Junge«, erzählt Wilhelm A., »bin ich mit Oma und Mutter nach Thüringen gekommen. Später sind wir dann mit dem zweiten Mann meiner Mutter in den Westen geflohen. Ich lebe jetzt schon lange hier und bin schon so alt – aber es bleibt immer eine Sehnsucht nach irgendwas (...) Vielleicht würde ich ..., vielleicht bin ich ein Mensch, der nirgends mehr Heimat finden würde oder so. Aber in irgendeiner Weise fühle ich mich hier entwurzelt, nicht zu Hause.«⁸

Viele fühlten sich am neuen Ort fremd und wurden von anderen als Fremde angesehen, oft erniedrigt und beschimpft. Do-reen L, die als Kind kurz vor der Wende nach Süddeutschland kam, sagt:

»Ich fühle mich immer noch fremd. Andere Leute aus der ehemaligen DDR erkenne ich immer noch sofort. Ich weiß nicht, woran. Aber sie sind mir vertraut. Mit denen kann ich gut. Die anderen

können freundlich oder abweisend sein. Das ist ganz egal. Nein, das ist mir nicht egal, aber das hat nichts damit zu tun, ob ich mich zugehörig fühle. Ich fühle mich einfach fremd. Ich bin dann extra in einen Kegelclub gegangen, um mehr Kontakt mit den Einheimischen zu haben. Aber die Fremdheit blieb. Das brachte nichts.«

Diesem Teil des seelischen Erbes der DDR, dem Gefühl der Fremdheit, begegnen wir nicht nur bei Menschen, die in der DDR aufgewachsen sind oder in den Achtzigerjahren geboren wurden, sondern auch bei der nächsten Generation. Emma D. erzählt:

»Ich bin 1994 in Mecklenburg geboren und lebe jetzt in der Nähe von Hamburg. Da fühle ich mich oft noch so fremd, als wäre ich eine Ausländerin. Ich kann das gar nicht genau festmachen. Das ist so ein komisches Gefühl. Dieses Gefühl habe ich auch, wenn ich meine Eltern besuche. Wenn ich zu meinen Eltern nach Hause komme, dann ist mir das vertraut, dann fühle ich mich schon so, als würde ich zu den Leuten gehören. Aber ich gehöre nicht mehr dazu, das fühle ich auch. Das ist so ein Zwittergefühl. Auch da merke ich, dass ich jetzt anders geworden bin. Vielleicht durch die Erfahrungen in Hamburg. Ich weiß es nicht.«

Die Fremdheit zeigt sich auch oft in den Begegnungen zwischen Menschen aus der ehemaligen DDR und denen aus den alten Bundesländern. Martina C., die 1984 in Dresden geboren wurde und zunächst ihrem Hauptberuf als Dozentin in Sachsen nachging, berichtet davon, wie es ihr in dem ersten Seminar erging, das sie in Hannover leitete:

»Es ging darum, was man gegen Burnout machen kann. Ich hatte alles gut vorbereitet mit Folien, viel Wissen und Zahlen, Hinweisen und Tipps. Als ich eine Frage stellte, begann eine Teilnehmerin von ihren eigenen persönlichen Erfahrungen zu erzählen, und die anderen stimmten ein. Ich war völlig überrascht und überrumpelt. Das kannte

ich gar nicht, dass die Leute sich so ausbreiten und entblößen. So viel Privates zu zeigen, das war mir völlig fremd.»

Stefanie S., eine Dozentin aus Nordrhein-Westfalen, die in Cottbus ein Seminar hielt, berichtet wiederum:

»Ich kam mir so etwas von fremd vor wie sonst noch nie in meinem Leben. Immer, wenn ich etwas Persönliches fragte, baute sich eine Mauer vor mir auf und keiner war irgendwie in der Lage oder willens, etwas von sich preiszugeben. Dabei waren meine Fragen ganz harmlos. Obwohl für das Seminar kleine Bewegungseinheiten angekündigt waren, machten die meisten nicht mit, als ich sie anbot. Sie redeten über alles Mögliche miteinander, aber es war völlig unmöglich, sich zu zeigen, vor allem sich gegenseitig unkontrolliert zu zeigen. Resonanz auf andere, das war für die meisten ein Fremdwort. Ich kam mir so fremd vor und so einsam, vor allen Dingen einsam, wie noch nie in meinem Leben.«

Die Fremdheit zeigte sich auch in der Sprache. Die Vertriebenen, die aus dem heutigen Polen, Russland, Rumänien, Tschechien, der Slowakei und anderen Ländern in die DDR kamen, sprachen anders als die ortsansässige Bevölkerung. Und denen, die aus der DDR »rübermachten«, ging es im Westen nicht anders. Sie wurden nicht verstanden und verstanden die regionalen Dialekte nicht. Gebildete Eltern wollten dem entgegenwirken und trainierten ihre Kinder darin, hochdeutsch zu reden. Im Ergebnis fielen sie erst recht auf. Ich habe oft gehört, dass diese Kinder dann die einzigen in ihrer Klasse waren, die hochdeutsch sprachen – und so erst recht zu Außenseitern wurden. Mit dem Heimatverlust gingen sprachliche Selbstverständlichkeiten und das Selbst-Verständnis, aber auch die Selbstwertschätzung verloren, zumindest wurden sie sehr irritiert. Mandy E. erzählt:

»Ich kam aus Dresden nach Bayern und verstand erst mal nur Bahnhof, wenn die andern ihren Dialekt sprachen. Mein Sächsisch war

gar nicht so doll, dachte ich zumindest. Meine Eltern haben mich getrimmt, hochdeutsch zu sprechen. Wenn ich zu Hause was mit Sächsisch sagte, bekam ich eine Ohrfeige. Aber das half nicht, gar nichts. Ich wurde nun auch noch von meinen Klassenkameraden als Streberin beschimpft. Dann kam ein anderes Mädchen in die Klasse. Aus Brandenburg. Ich dachte, jetzt tun wir uns zusammen. Pustekuchen. Deren Familie hasste die Sachsen.»

Menschen mit Berliner Dialekt wurden von vielen Sachsen abgelehnt, weil Ost-Berlin die Hauptstadt in der DDR war, dort scheinbar alle Finanzmittel hingingen und außerdem historisch Preußen mit seiner Hauptstadt Berlin und Sachsen »ewig« in Erbfeindschaft standen. Viele Brandenburger und andere reagierten allergisch auf den sächsischen Dialekt. Auch meine Eltern. Für sie war Sächsisch die Sprache von Walter Ulbricht und von Karl-Eduard von Schnitzlers »Schwarzem Kanal«, einer der übelsten Lügen- und Hetzsendungen des Ostfernsehens.

Der Erfahrung von Fremdheit begegnen wir bei vielen geflüchteten Menschen. Für die Menschen in und aus der ehemaligen DDR scheint sie eine besonders wichtige Erfahrung zu sein, weil der Anteil derjenigen, die ihre Heimat verlassen haben bzw. mussten besonders hoch war und darüber zumindest in der DDR nicht offen gesprochen werden durfte.

Grenzen – außen und innen

Das Thema Grenze ist für viele Menschen noch heute wichtig und hat Spuren hinterlassen. Ein großer Teil der DDR-Bevölkerung wurde über Grenzen getrieben oder hat freiwillig oder unfreiwillig Grenzen überschritten. Und gleichzeitig griff spätestens seit dem Bau der Berliner Mauer und der Grenzziehung um

die DDR das Gefühl um sich, eingesperrt zu sein. Seit der Wende und bis heute sind viele ehemalige DDR-Bürger/-innen auf Reisen, zumindest gefühlt auf Weltreisen. Sie wollen nachholen, was ihnen in den Phasen des Eingesperrtseins verwehrt war. Aber nicht nur die Reiselust treibt sie an, sondern noch mehr die Sehnsucht, Freiheit zu spüren, sagt Thomas V.:

»Wenn ich nach Holland oder Österreich fahre, ist da gar keine Grenze, sondern nur ein Schild, dass jetzt ein anderes Land kommt. Da muss ich jedes Mal staunen. Oft kommen mir sogar die Tränen. Das ist so neu, so anders, so unglaublich ... Meine Frau und ich, wir sind richtig gierig nach Reisen. Wir wollen überallhin. Jede Reise ist nicht nur eine Entdeckung von anderen Ländern, Kulturen oder Menschen, das auch. Aber es ist immer auch eine Bestätigung, dass wir reisen können, dass wir frei sind, dass wir nicht mehr im Käfig sind.«⁹

Die äußeren Merkmale der Grenzen sind weitgehend verschwunden,¹⁰ doch sie sind spürbar:

»In Ost- und West-Berlin sind die Unterschiede zwischen dem früheren Osten und dem früheren Westen kaum noch sichtbar. Die Straßen wurden überall meistens neu gebaut. Die Verkehrsschilder sind angepasst. Die Werbung. Die Häuser sind renoviert usw. Doch in vielen Gegenden weiß ich immer noch ziemlich genau, wo die Mauer stand. Die Grenzen sind nicht mehr äußerlich sichtbar, aber ich spüre sie irgendetwas in mir«, meint Sandro G.

Diesen Facetten des seelischen Erbes der DDR begegnen wir bei DDR-Bürger/-innen, aber auch bei denen, die in den Achtzigerjahren geboren wurden und schließlich in der nächsten Generation.

Emma D., die 1994 in Mecklenburg geboren wurde, jetzt in Hamburg lebt und die ich im Zusammenhang mit Fremdheit bereits zitiert habe, sagt, dass sie sich wie eine Ausländerin fühle und dass eine Grenze sei zwischen ihr und den anderen. Sie

spürt die selbstverständliche Zugehörigkeit nicht mehr. Das berichten auch viele Menschen, die in Deutschland leben und aus der Türkei stammen. In Deutschland spüren sie oft Grenzen zu den »deutschstämmigen« Deutschen oder sie werden von anderen ausgegrenzt. Wenn sie Verwandte in der Türkei besuchen, fühlen sie sich aber auch dort nicht zugehörig und werden als »Alemanci« bezeichnet. So ging und geht es zahlreichen »DDR-stämmigen« Menschen auch. Die Bezeichnung »Ossi« wird von ihnen oft als ausgrenzend, abwertend und diskriminierend erlebt. Manchmal wird das Wort »Ossi« harmlos und ohne Hintergedanken verwendet, manchmal aber auch abwertend und ausgrenzend gemeint.

In den vielfältigen Erfahrungen mit Grenzen vermischen sich »innen« und »außen«. Wem von außen Grenzen gesetzt werden, in dem entstehen auch innere Grenzen.

»Ich wusste immer, was geht und was nicht«, erzählt Ronny B., Jahrgang 1970, »das wussten alle so. Darüber brauchte man nicht reden, das war einfach so. Ich wusste, welche Grenzen man nicht überschreiten durfte, wenn man etwas sagte. Ich wusste aber auch, was ich in mir im Käfig halten musste. So wurde ich immer enger. Sperrte mich immer mehr ein.«

Wer Grenzen nicht überschreiten darf, schützt sich vor den möglichen Folgen, indem innere »Schutzwälle« aufgebaut werden. Das kann in konkreten Situationen Sinn machen, um gefährlichen Reaktionen der Staatsmacht zuvorzukommen. Doch wenn sich das einnistet, wenn das selbstverständlich wird, dann schränkt das die Lebensmöglichkeiten ein und kann die Lebensqualität massiv beeinträchtigen.

Kathleen V., zwei Jahre älter als Ronny B., sagt: *»Ich habe mich eingesperrt gefühlt. Auch in mir. Das war so. Als dann die Mauer fiel, wollte ich weg, weit weg. Ich zog um, reiste viel. Das war gut und tat*

mir gut. Aber es reichte nicht. Den Grenzen um die DDR entkam ich so, nur meinen inneren Mauern nicht. Ich weiß noch, wie ich in Portugal am Strand saß, vor mir das Meer, zum Träumen schön. Das hatte ich mir immer gewünscht. Da begann ich zu weinen und konnte gar nicht mehr aufhören. Ich merkte, wie viel Enge in mir war, trotz Strand und Meer und Sonnenuntergang. Das Weinen brach aus mir heraus, ganz überraschend. Das war der Anfang. Danach hatte sich etwas gelöst und konnte sich weiter lösen.»

Wenn die Mauern, die Grenzen, die Wälle sich lösen, ist das zunächst einmal nicht angenehm. Es strömt oft der Schmerz heraus, der durch die Einengung hervorgerufen wurde und vorher auch eingesperrt war. Doch danach gibt es die Chance, ein offeneres Leben mit mehr Begegnungsmöglichkeiten zu leben. Begegnungen mit anderen und Begegnungen mit sich selbst.

KAPITEL 5

»Alles war gut, heil und wunderbar«

WENN SCHEINWELTEN SELBSTVERSTÄNDLICH WERDEN

Wer in der DDR aufgewachsen ist, für den war das Leben in Scheinwelten selbstverständlich. Ich selbst war als kleiner Junge bei einem Elternabend in der Grundschule dabei und habe dies mitbekommen. Schon der Name der Schule war ein Fake. Das, was heute normalerweise als Grundschule bezeichnet wird, hieß damals »Polytechnische Oberschule«. Es gab keinen technischen Unterricht, erst recht keinen polytechnischen, und es war keine Oberschule, sondern eine ganz normale Grundschule. Also Fake. Erhöhung durch Namensänderung, an die sowieso keiner glaubte.

Bei diesem Elternabend hielt die Lehrerin eine flammende Rede über die Schädlichkeit der Religion. Sie begründete damit, dass es an der Schule keinen Religionsunterricht gab, und forderte alle Eltern auf, um die Religion in jeder Hinsicht einen Bogen zu machen und sich stattdessen am sozialistischen Aufbau zu beteiligen. Beim Hinausgehen schüttelte sie jedem Elternteil einzeln die Hand und gab vielen einen Zettel mit einer Adresse mit, in der es privaten Religionsunterricht außerhalb der Schule gab. Das sollte heimlich geschehen, aber jeder bekam es mit.

War die Lehrerin doppelzüngig? Ja, sicherlich. Und doch hatte ihre Doppelzüngigkeit eine andere Qualität als etwa die des Politbüros, das verkündete, in der DDR gäbe es mehr Freiheit als

in jedem Land der Welt. Bei Doppelzüngigkeit unterstellt man eine Absicht und ein Bewusstsein, um mit unterschiedlichen Wahrheiten etwas zu bewirken und zu erreichen. Das galt für Scheinwelten, die von der politischen Führung inszeniert wurden. In der DDR war wie gesagt für die meisten Menschen das Leben in dieser Art von Scheinwelt selbstverständlich. Man hörte zu, aber glaubte nichts. Das betraf die Wahlen zur Volkskammer, wo jeder wusste, dass es keine freien Wahlen waren. Es gab Parolen, dass der Westen eingeholt und überholt würde, aber jeder spürte beim Einkaufen oder in der Produktion, dass dies eine Parole war und mehr nicht. Dieses Leben in »Scheinwelten von oben« führte dazu, dass man sich mit Scheinwelten arrangierte. Man machte mit, erzählte etwas anderes in der Öffentlichkeit als im vertrauten Kreis oder vermischte beides wie die Lehrerin, deren Doppelzüngigkeit vermutlich Ausdruck eines solchen Arrangements war.

Viele erlebten wie ich die Scheinwelten in der Schule bei verschiedenen Anlässen. Ich war in der DDR-Zeit immer der Beste in der Klasse. Warum auch immer, es war einfach so. Ich gab anderen Kindern Nachhilfeunterricht. Das war auch gut. Und ich half ihnen bei den Hausaufgaben. Das habe ich gerne gemacht, das stimmte für mich und für die anderen. Und dann gab es, ich weiß nicht mehr ob jeden Monat oder alle zwei Monate, jedenfalls ziemlich regelmäßig, eine Auszeichnung für die besten Schülerinnen und Schüler in der Klasse.

Diese Auszeichnung erhielt ich nie, obwohl ich die besten Noten hatte und mich auch sonst sehr um die Klassenaktivitäten gekümmert hatte. Stattdessen bekamen Kinder die Auszeichnungen, denen ich Nachhilfe gab. Der Grund war sehr wahrscheinlich, dass ich nicht bei den Jungen Pionieren war und mein Vater nicht in der SED oder dass er aus irgendwelchen an-

deren Gründen das Missfallen der Parteioberen auf sich gezogen hatte. Am Anfang war ich verwundert. Dann wurde es für mich selbstverständlich. Erst sehr viel später, als ich erwachsen war, erschloss sich mir dieser Zusammenhang mit den Scheinwelten der DDR. Meine Eltern erzählten mir erst dann, wie ungerecht sie diese Situationen empfunden hatten. Warum hatten sie mir das nicht schon damals erklärt und mir damit aus meiner Verwirrung geholfen? Weil es für sie selbstverständlich war, sich nach außen hin nicht politisch zu äußern – und zu dem Außen zählten wir Kinder.

Martin O. erzählt:

»Ich arbeitete in einem VEB (Anm. d. Verf.: Volkseigenen Betrieb). Wenn wir Arbeiter ein Anliegen hatten, gingen wir zum Betriebsrat. Der redete mit uns, war freundlich und trat für uns ein – erzählte er jedenfalls. Doch wir wussten alle, dass der Betriebsrat nichts zu sagen hatte. Die Einzigen, die wirklich etwas zu sagen hatten, waren die vom Parteikomitee. Der Betriebsrat war nur ausführendes Organ. Das wusste jeder. Jeder tat so, als wäre der Betriebsrat der Ansprechpartner für die Belange der Arbeiter.«

Heute wird viel über Fake geredet und darüber, dass Unwahrheiten, Lügen und Verfälschungen der Wirklichkeit zum Alltag werden. Das gesellschaftliche System der DDR war darauf angelegt, dass es das Leben seiner Bürger mit der Existenz von Scheinwelten durchzog. Sicher gab und gibt es Scheinwelten auch in anderen politischen und gesellschaftlichen Ordnungen, auch in den alten Bundesländern der BRD. Doch in der DDR hatte das Leben in Scheinwelten System. Jeder war gezwungen, sich in den Scheinwelten einzurichten. Die dauerhafte Existenz von Scheinwelten darf in ihren Wirkungen nicht unterschätzt werden. Der norwegische Friedensforscher Johan Galtung untersucht seit Jahrzehnten die unsichtbaren Strukturen und Wirkungen von

Gewalt. Er sagt: »Unwahrhaftigkeit ist eindeutig gleichzusetzen mit Gewalt.«¹⁷

Das Leben in Scheinwelten hatte auch Folgen für die nächste Generation. Christa I. erzählt:

»Ich bin sechs Jahre nach der Wende nach Bayern gegangen und arbeite seitdem dort in der Gastronomie. Der Chef des Gasthofes erzählt immer, dass wir eine große Familie sind, dass alle gleich behandelt werden und dass er auch sooo gerecht ist. Doch das stimmte nicht. Natürlich stimmte das nicht. Aber ich hatte ganz lange Zeit keine Zweifel daran, das einfach hinzunehmen. Ich wusste, dass das Familiengerede irgendwie eine Art von Propaganda war. Irgendwie spürte ich ganz tief, dass da etwas nicht stimmte. Aber ich nahm das als gegeben hin. Als ich dann einer Freundin erzählte, dass der Chef Trinkgelder eingesteckt hat, die eigentlich mir und meinen Kolleginnen zustanden, merkte sie, dass ich überrascht war. Sie sagte mir, dass ich mich so arrangiert hätte mit den Sprüchen, die da immer von sich gegeben wurden, dass ich alles hinnehmen würde. Das öffnete mir ein wenig die Augen und ich begann, mich ein bisschen zu wehren. Zumindest fing ich an, mal das eine oder andere anzusprechen, was mir nicht gefiel und womit ich nicht einverstanden war. Ich fiel nicht mehr auf jeden Spruch herein. Dabei ärgerte ich mich, dass mir dieses ›Wir sind alle eine große Familie‹-Gerede so selbstverständlich war. Ich kenne das aus meiner Kindheit. Der Chef hat mich so richtig an meinen Wurzeln gepackt, sozusagen. Ich war so drauf. Das ganze Familiengerede war eine große Lüge. Im Osten wie im Westen. Ob man das nun Familie oder Kollektiv nannte. Aber ich war erst mal unfähig, das zu erkennen.«

Im weiteren Gespräch mit Christa I. wurde deutlich, dass das politische Arrangement mit den Scheinwelten sich auch in den intimen Raum der Familien hinein erstreckte. In vielen Ländern und Kulturen wird oft ein Familienzusammenhalt vorgespiegelt,

der der Realitätsüberprüfung nicht standhält. Auch in der alten wie jetzigen BRD. Doch für viele Menschen in der DDR war dieses Arrangement mit den familiären Scheinwelten so selbstverständlich eingebettet in die Scheinwelt der Gesellschaft als Ganzes, dass sich die Menschen darin »einhausten«, dass das Leben in Scheinwelten ihr selbstverständliches Zuhause war und sie die Atmosphäre und den Zusammenhalt prägten.

Finn Ole M., der kurz nach der Öffnung der Mauer geboren wurde, kannte es nur so, dass in seiner Familie alles großartig gewesen sei:

»Es hieß immer, wir haben uns alle lieb und wir gehören zusammen. Damit bin ich groß geworden und das war selbstverständlich. Erst als ich 20, 21 war, merkte ich, dass das nicht stimmt. Ich hatte vorher schon immer eine Ahnung und einen leisen Zweifel, aber es gab keinen Anlass und es gab keine Bemühungen von mir, das irgendwie genauer zu hinterfragen. Dann habe ich gemerkt, dass der Opa geprügelt hat und die Tante gesoffen, dass mein Vater fremdging. Überall lag dort eine Tinte drüber. Alles wurde weißgewaschen. Für alle war dieses Schweigen selbstverständlich.«

Das Gift der Verunsicherung und Selbstzweifel

Bestenfalls entstehen aus der Erfahrung von Scheinwelten allgemeine Verunsicherung und Selbstzweifel:

»Ich bin in den Siebzigerjahren in Sachsen groß geworden. Bei uns in der Familie war immer klar, dass wir nichts nach draußen erzählen durften. Nie. Wenn uns drei Kindern mal etwas entschlüpfte, und war es noch so harmlos, dann wurden wir ausgeschimpft. Also schwiegen wir. Auch meine Eltern schwiegen. Mein Vater erzählte nie etwas vom Betrieb, wenn wir Kinder dabei waren. Uns gegenüber war immer al-

les toll. Als meine ältere Schwester 1986 zu studieren begann, war sie todunglücklich. Ich erfuhr erst nach der Wende von der Anmache und den Schikanen durch einen Parteibonzen. Und dass ihre Zimmerkameradin sie wegen einer Bemerkung verpetzt hatte. Während es die DDR gab, erfuhr ich nichts davon. Alles war heil und gut und wunderbar.»

Auch diese Frau, Angelika H., musste sich in den Scheinwelten einrichten und das hatte Folgen:

»Ich wusste auch später nie, was stimmte. Was wahr war oder nicht. Ich bin heute allergisch gegen Betrug, gegen So-tun-als-ob. Das kann ich nicht ab. Und gleichzeitig ist mir das so selbstverständlich. Ich ertappe mich dabei, dass ich oft mit Floskeln antworte, wenn ich gefragt werde, wie es mir geht. Nur nicht die Wahrheit sagen, immer nur die Fassade aufrechterhalten. Zum Kotzen. Als würde ich noch an den Weihnachtsmann glauben.«

Wer in Scheinwelten lebt, entwickelt fast immer Zweifel und Unsicherheit, was wahr und wahrhaftig ist. Was wir Menschen für wahrhaftig halten, entsteht und festigt sich im Laufe unseres Lebens, aus unseren Erfahrungen im sozialen Miteinander. Die Erfahrung von Scheinwelten ist eine Trainingsstätte für Verunsicherung.

Doch die seelischen Folgen können noch krasser werden: Scheinwelten entwürdigen. Sie schaffen eine giftige Atmosphäre. Ein Bauschlosser, Martin V., erzählt:

»In der DDR habe ich niemandem geglaubt, nach der Wende allen. Ich bin auf jede Werbung reingefallen. Ich habe mir Versicherungen aufschwätzen lassen, die ich nicht brauchte. Bis ich gar nicht mehr wusste, woran ich war. Mit den anderen und mit mir. Ich kam mir vor, als wäre ich vergiftet. Ich wusste nicht mehr, wer ich war und was ich eigentlich wollte. Als ich dann arbeitslos wurde, brach ich zusammen. Ich fuhr zu meiner Schwester, die schon im Westen war, und kam dort in eine Klinik. Dort päppelten sie mich auf. Ganz langsam. Schritt für

Schritt. Die nannten das anders, aber für mich war es so. Ich musste mich überhaupt neu kennenlernen. Ich habe gelernt zu unterscheiden, ob ich Schnitzel wollte oder Broiler, Möhren oder Krautsalat. Ob ich spazieren gehen wollte oder Fernseh gucken. Welche Kleidung mir eigentlich gefiel.»

Scheinwelten wirken wie Gift, weil sie den Inneren Kern eines Menschen schädigen können. Der Innere Kern ist der unsichtbare Ort, von dem aus ein Mensch spürt und entscheidet, was er möchte. Wir finden ihn auf keinem Röntgenbild und in keinem Anatomie-Atlas, doch wir Menschen können ihn spüren. Der Innere Kern kann verletzt und geschädigt werden. Meist geschieht dies, wenn Menschen Gewalterfahrungen machen müssen und traumatisiert werden. Doch auch schon die Erfahrung von Scheinwelten kann ihn verletzen. Wenn ein Mensch nicht mehr weiß, woran er ist, verliert er den Bezug zur Wirklichkeit, und der Innere Kern, von dem aus die Wirklichkeit erfasst und bewertet wird, von dem aus man sich in seinem Verhalten orientiert, kann deutlich verunsichert werden. Wenn wir auf einen Baum zugehen und ihn schließlich berühren, dann ist dies eine Bestätigung unserer Wahrnehmung, dass wir einen Baum gesehen haben. Wenn wir auf einen Baum zugehen und merken dann, wenn wir in Reichweite sind, dass es kein Baum ist, dann ist das kein kleines Versehen, sondern eine Bedrohung unserer Orientierungsfähigkeit. Geschieht dies wiederholt oder wird sogar zur Selbstverständlichkeit, wird der Innere Kern in seiner Funktion massiv geschädigt, dann kann der betroffene Mensch haltlos und existenziell verunsichert werden. Oder er klammert sich an einen Halt, der zum Ersatz für den Inneren Kern wird.

»Ich wurde dann Fan der Eisernen, von Union Berlin. Das war das, was mir blieb. Da war ich auch eisern. Und die anderen Fans wurden meine Familie. Und der Alkohol.«

Wer belogen wird, wird entwürdigt. Nicht wenn dies einmal oder gelegentlich, wie wir es alle kennen, geschieht. Aber wenn die Lüge, die Unwahrheit systematisch und chronisch erfolgt, dann schädigt das unser Selbstwertgefühl und unsere Selbstachtung.

Unser Selbstwertgefühl und unsere Selbstachtung sind nicht einfach vorhanden. Sie brauchen Bestätigung durch andere. Wir müssen von anderen gespiegelt werden. Wir brauchen die Erfahrung, dass andere Menschen uns ernst nehmen und wertschätzen. Dass wir uns selbst für wertvoll halten und uns achten, ist genauso wichtig. Doch wenn wir diese Haltung nur für uns selbst beschließen, bleibt sie brüchig. Wir brauchen die Achtung, die wir uns selbst geben, und wir benötigen die Erfahrung, dass andere Menschen uns achten. Dies ist ein wechselseitiger Prozess. Erfolgt das Leben in Scheinwelten, das Belogen- und Getäuschtwerden, ist dies das Gegenteil von Achtung und Wertschätzung. Es entwürdigt.

Dann kann das Gefühl entstehen: Ich bin es nicht wert, dass man mir die Wahrheit sagt. Ich bin es nicht wert, dass man mit mir offen und ehrlich umgeht. Ich bin es nicht wert, dass man mir zutraut, eine eigene Meinung zu haben, die Wahrheit und die Wirklichkeit zu erkennen. Die seelischen Folgen gehen oft über Selbstzweifel hinaus und können ein existenzielles Gefühl der Wertlosigkeit hervorrufen.

Der Rückzug ins Private

Stefan Ö. lässt sich im Gespräch über seine Erfahrungen aus:

»Als Jugendlicher habe ich alles mitgemacht. Junge Pioniere, FDJ usw. Immer gab es Aufrufe. Immer wurden wir mobilisiert. Immer

sind wir marschiert. Und dann in der Ausbildung und danach ging es weiter. Im Betrieb ein Aufruf nach dem nächsten. Zum 1. Mai marschieren, aber auch sonst oft. Am Anfang habe ich das alles noch unterstützt. Als Junge fand ich das toll. Da war ich was wert, weil ich gebraucht wurde, um den Sozialismus aufzubauen und gegen die Kapitalisten zu verteidigen. Aber irgendwann ging das alles an mir vorbei. Ich merkte, dass nicht alles so war, wie es gesagt wurde. Dann war das nur noch Pflichterfüllung.»

Der permanente Aufruf zur Mobilisierung der Bevölkerung lief irgendwann ins Leere. Sicher, es gab einen harten Kern von Menschen, die daran glaubten und die aus voller Überzeugung mitmachten. Doch immer mehr griff die Rettung in den Zynismus um sich. Er äußerte sich unter anderem darin, dass den Politikern von vielen gar nicht mehr geglaubt wurde. Ja, dass das Bewusstsein um sich griff, »die Politik« sei eine einzige Lüge. Politische Äußerungen in den Medien wurden meistens ironisch und zynisch kommentiert.

Anita G., eine Lehrerin, erzählt aus den Siebzigerjahren:

»Jeder wusste, dass es doppelte Wahrheiten gab. Ja, das war nicht die Ausnahme, sondern das war die Regel. Es gab die politische Stimme nach außen in die Öffentlichkeit. Und es gab das Reden, was man wirklich dachte, aber ohne Öffentlichkeit. Allenfalls haben wir so seltsame Bemerkungen gemacht. Als es in einem Laden mal wieder etwas nicht gab, sagte jemand: ›Dafür haben wir ja den Westen mal wieder überholt.‹ Ein Spruch der Partei war das. Den Westen überholen – und gleichzeitig gab es nichts. Innen reden und außen anders reden führte bei mir dann irgendwann dazu, dass ich Politik nur noch mit Widerwillen betrachtete. Es waren ›die da oben‹. Ja, Politik war irgendwie gefährlich. Wenn man erwischt wurde, konnte man bestraft werden. Und zwar heftig.»

Öffentliche Stellungnahmen waren nicht nur verbunden mit

Verlogenheit, sondern auch mit Gefahr und Bedrohung. Ines H. erzählt aus den Achtzigerjahren:

»Wir haben nicht einmal mehr in der eigenen Wohnung geredet, weil wir dachten, dass die alles mitbekommen. Wir wurden richtig paranoid. Es konnte alles überwacht werden, und wie wir später erfahren, war das ja auch oft so. Wir redeten über politische und alle anderen ernsthaften Sachen nur noch beim Spazierengehen. Und nur noch mit Leuten, die wir seit vielen Jahren kannten und denen wir vertrauten. Doch auch da konnte man sich täuschen, wie ich schmerzlich am eigenen Leib erfahren habe. Es war ja eine Spitzelgesellschaft.«

Andere redeten gar nicht mehr. Sie verstummten. Zumindest zogen sie sich aus dem öffentlichen Raum zurück. Sie wandten sich nur noch dem Privaten, vor allem der Familie und den engen Freunden zu. Eine Ersatzdichtung für den tropfenden Wasserhahn zu finden wurde wichtiger als jedes gesellschaftliche Engagement. Der kleine Kreis von Freunden und Familie, das war es, was zählte. In den zog man sich zurück. Je mehr die Mobilisierungsbemühungen des Regimes zunahmen, desto stärker wurde der Rückzug ins Private.

»Wir hatten ja auch viel Zeit, die wir mit den Freunden verbringen konnten. Nach der Arbeit war wirklich Schluss und wir hatten frei, wenn nicht gerade mal politische Veranstaltungen waren. Also traf man sich privat.«

Ein politisches und gesellschaftliches Engagement, auch das ist ein DDR-Erbe, gilt für viele Menschen selbst heute noch als gefährlich. Der Rückzug ins Private hält bei vielen an.

Auch bei den Kindern derjenigen, die die DDR selbst erlebt haben, setzt sich der Rückzug aus dem öffentlichen Raum fort. Oder schlägt um in das Gegenteil. Paul Q., ein junger Mann, der heute in Leipzig lebt, erzählt:

»Mein Bruder ist ganz anders als ich. Der macht nur seine Arbeit

und kümmert sich um seine Frau und seine Kinder. Sonst will er mit nichts etwas zu tun haben. Wie meine Eltern. Bei mir ist es anders. Ich bin aktiv in der Umweltbewegung. Ich habe deswegen ständig Streit mit meinen Eltern. Vor allem mit meinem Vater. Sie wollen nicht, dass ich mich engagiere. Das sei gefährlich. Und ich höre immer wieder, dass man den Kopf nicht so weit herausstrecken darf, weil er sonst abgeschlagen werden kann.»

Der Rückzug ins Private schuf eine Spaltung zwischen der Rolle in der Öffentlichkeit und der im privaten Leben. »Dargestalt wurde ein DDR-Spezifikum, die Persönlichkeitsspaltung, zur alltäglichen Haltung, die von den Betroffenen schon gar nicht mehr als solche wahrgenommen wurde. Die absolute Mehrheit lebte zwei Leben: eines im privaten Bereich und eines im öffentlichen oder zumindest halböffentlichen des Betriebes des jeweiligen Arbeitsplatzes. Zu Hause war man ein anderer Mensch als im Bannkreis der ideologisierten Gesellschaft. Daheim guckte man Westfernsehen. Außerhalb der eigenen vier Wände spielte man die Rolle des vom Sozialismus geprägten Staatsbürgers. Diese Schizophrenie war endemisch.«¹⁸

Die gesellschaftliche Propaganda beruhte auf Spaltungen: hier die Guten, dort die Bösen, hier die Freunde des Sozialismus, dort die Feinde des Staates. Es gab immer ein »Wir« und es gab immer »die Anderen«. Diese Aufspaltung war auch eine seelische Aufspaltung, sie ist ein Erbe der DDR in der Seele, im Denken, im Fühlen und manchmal auch im Handeln. Das »Wir« sind die Guten, mit »den Anderen« gibt es kein Gespräch, denn es sind ja die Bösen, die Feinde, die Flüchtlinge, die da oben, die Reichen, die Wessis, die Merkels.

Diese Spaltung wurde von vielen Menschen auch als Spaltung, zumindest als Trennung, als Nebeneinander unterschied-

licher Persönlichkeitsanteile erlebt, wie Angela B. bei sich festgestellt hat:

»Ich habe mich oft ganz unterschiedlich erlebt. Im Büro, wo ich arbeitete, war ich ganz anders als zu Hause. Ich glaube, das ging vielen so. Es gab zwei Angelas. Das war so selbstverständlich.«

Eine mögliche Spaltung der eigenen Persönlichkeit ist eine weitere gewichtige seelische Folge des Lebens in einer systematisch orchestrierten Scheinweltgesellschaft wie der DDR. Die Verunsicherung, was wahr ist und was nicht, konnte sich zu einer Störung des Selbstbildes und des Bewusstseins der eigenen Persönlichkeit entwickeln.

»Ich bin 1962 geboren«, erzählt Helga P., »und habe eine Ausbildung im Konsum gemacht. Geheiratet, zwei Kinder, die schnell in die Krippe kamen, weil ich schnell wieder arbeiten ging. Ob ich das wirklich wollte oder lieber mit meinen Kindern zusammen sein wollte, habe ich mich gar nicht gefragt. Das war einfach so. Vieles war einfach so. Ich habe verloren zu wissen, was ich wollte. Wenn ich das je wusste. Und dann die Wende und alles war anders. Aber ich war nicht anders. Ich habe ein Leben geführt und das war glücklich. Aber in mir war immer noch was anderes. Das konnte ich nicht greifen. Da war noch ein anderes Leben. Ich habe niemandem etwas vorgespielt, oder nur selten. Aber irgendwie waren zwei Leben in mir. Das eine kannten die andern, das andere kannte keiner, nicht einmal ich.«

Dieses Erbe der DDR zeigte sich oft auch als Doppelbödigkeit in Familien. Es gab in vielen Familien zwei Wahrheiten oder sogar mehr. Man wusste nicht, woran man war. Der Boden war für einen unsicher.

Jenny D. berichtet in dem Interview: *»Also generell war in meiner Familie so dieses Doppelte. Außen hui, innen pfui ... Nach außen durfte nichts dringen, nach außen haben wir alles schön, und innen war es ja ... Ja, wie war es innen? Furchtbar! Furchtbar!«*

Doppelbödigkeit in Familien gibt es wie gesagt in allen Gesellschaften und die Menschen, vor allem die Kinder, leiden daran. Die Doppelbödigkeit in der DDR zeichnete sich durch systemimmanente Selbstverständlichkeit aus.

Dieses DDR-Erbe verschwand nicht mit dem Ende der DDR. Es zeigt sich auch gesellschaftlich: »Den Menschen im Osten Deutschlands geht es materiell besser, als sie zu DDR-Zeiten jemals zu hoffen gewagt hätten. Die Arbeitslosigkeit ist auf dem tiefsten Stand seit der Wiedervereinigung. Die Löhne wachsen. Das reale Bruttoinlandsprodukt je Erwerbstätigen hat sich seit 1991 mehr als verdoppelt. Boom-Regionen wie Leipzig und Dresden haben sich zu Magneten einer neuen West-Ost-Wanderung entwickelt.«¹⁹

Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite stehen häufiges Klagen und Umfrageergebnisse, dass sich zwei Drittel der Menschen in Ostdeutschland als »Bürger zweiter Klasse« sehen.²⁰ Sicherlich gibt es im Osten wie im Westen Deutschlands vieles zu beklagen. Und sicherlich sind Fragen des Respekts bzw. des mangelnden Respekts ein wichtiger Faktor solcher Einschätzungen. Das Erleben ist wichtiger als der materielle Wohlstand. Die Kluft zwischen dem realen Lebensstandard und dem subjektiv Erlebten ist bei vielen Menschen, die heute in den neuen Bundesländern leben, bemerkenswert und wahrscheinlich ein DDR-Erbe. Wer so lange mit Spaltungen und Unwahrheiten, mit Doppelzüngigkeit und unsicherem Boden gelebt hat, wird wahrscheinlich dazu neigen, seinen Wahrnehmungen nicht zu trauen, zumindest sehr selektiv wahrzunehmen und noch selektiver zu bewerten.

Und dann gibt es Menschen, die spüren und wissen, dass sie unter dem DDR-Erbe in der Seele, den doppelten Wahrheiten und den Spaltungen in der Persönlichkeit, zwischen öffentlich

und privat, bis heute leiden. Rainer V., ein 43-jähriger Mann, erzählt aufgeregt:

»Ich habe als Kind die DDR mitbekommen, aber die existierte in meiner Kleinstadt weiter, auch als es die DDR offiziell nicht mehr gab. Es waren andere Waren im Laden und einige lebten von Stütze, aber sonst blieb es wie vorher. Viele junge Leute, die das nicht aushielten, gingen weg. Einige nach Schweden, zum Holzfällen, andere in den Westen. Ich blieb, habe heute meinen kleinen Laden und komme gut zurecht. Ich habe aber immer noch das Gefühl, dass ich nicht weiß, wer ich wirklich bin. Ich bin zwei. Im Laden bin ich der eine Rainer. Aber dann zu Hause in meiner Familie ein ganz anderer. Wenn ich einschlafen will, dreht sich manchmal alles in mir. Ich komme nicht klar, hab irgendwie kein Zentrum. Und dann wache ich auf und weiß nicht, wer ich bin und wo ich bin.«

Wohlgemerkt: Er lebt nicht in der Fremde, sondern in der Stadt, in der er geboren ist – und er fühlt sich fremd. So geht es nicht allen, selbstverständlich, doch Spaltungen in der Gesellschaft, in den Rollen, die Menschen einnehmen, können leicht zu Spaltungen zwischen innen und außen oder zwischen unterschiedlichen Persönlichkeitsanteilen führen. Das kann existenziell verunsichern.